

Adrian von Arx (15. Oktober 1847)

Autor(en): **Brosi, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **21 (1918-1919)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749063>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Maria, zeigt ihr ihr schönes Gesicht voll Schmerz und zeigt ihr die Augen voll Trauer und denkt.

Plötzlich reißt Elisabeth ihr Gedicht vom Altar, drückt es mit Mädchenkraft zur Papierkugel, zögert einen Augenblick und wirft sie der Maria ins Gesicht.

Dann beginnt sie heftig zu schluchzen und langsam verlässt sie, fürchterlich enttäuscht die Kirche.

MÜNCHEN, Oktober 1917

HANS WICKIHALDER

Anmerkung der Redaktion: Das Manuskript musste wegen Raummangel leider bis heute zurückgelegt werden.

□ □ □

ADRIAN VON ARX

(15. OKTOBER 1847)

Komme ich zu spät mit meinem post festum geschriebenen Artikel? Oder ist nicht jeder Zeitpunkt recht, um etwas nachzuholen, was man versäumt hat? Mich dünkt, man *müsse* einmal diesem Manne in dieser Zeitschrift für schweizerische Politik und Kultur ein Wort des Dankes sagen. Für den geistigen und moralischen Schutz, den er vielen Mit- eidgenossen vor und während der Kriegszeit geboten hat. Für den herz- warmen, sorgenvollen Anteil, den er als Nationalrat und Publizist in jenen historischen Tagen genommen hat, als große nationale Fragen im Brennpunkt der Diskussion standen, Secretan am politischen Horizonte wetterleuchtete, die Ador, Fazÿ, de Meuron, Borella mit den germanozentrisch orientierten Ratskollegen die Klängen kreuzten. Danken einem Manne von glühender Vaterlandsliebe und doch frei von rauschendem Schützenfestpatriotismus. Einem Politiker, der versteht, die Tagesfragen an großen Ideen zu orien- tieren und die prosaisch trockene Alltagspolitik mit einem Schimmer von Poesie zu durchleuchten. Dem berufenen und sozusagen einzigen Vertreter eines Großteils der deutschen Schweiz, dem parlamentarischen Sprecher jener geistigen Elite, die nach einer nationalen Renaissance ausschaut und die besten Namen unseres Landes umfasst.

Im Schicksalsjahr 1847 kam Adrian von Arx in Bern zur Welt. Er studierte in Zürich, Heidelberg, Leipzig und Genf Rechtswissenschaft. Erfüllt mit den freiheitlichen Ideen der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre kam er nach Olten und praktizierte als Anwalt. Früh sprang er in das pulsierende poli- tische Leben seines Kantons und entfaltete in der liberalen (freisinnigen) Partei eine fruchtbare Tätigkeit. Sein Heimatbezirk schickte ihn vierund- dreißigjährig in den Kantonsrat. 1892 und 1912 war er Präsident, und 1908 krönte seine politische Laufbahn die Wahl in den Nationalrat.

Seine parteipolitische und juristische Wirksamkeit soll uns hier nicht beschäftigen; die rechte Bedeutung dieses Mannes liegt auf einem andern,

höhern Gebiet. Der nationale, die gemeinsamen Grundwerte suchende Politiker ist es, in dem seine adelige Gesinnung sich offenbart.

Nicht dass er ein staatsmännisches Genie ist. Er gehört auch nicht zu jenen Vielrednern, die „albott“ das Wort verlangen, in Interpellationen und Motionen „machte“; er kann die Kunst, die die Wenigsten können: die Redenden anhören. Aber er ist ein Mann, von dem das Dichterwort gilt, dass wer mit tiefster Liebe die Heimat liebt, in tiefster Seele treu sei. Er war es, der in seinem politischen Reden und Handeln den Mut zur innern Weite, zur Selbstprüfung, Selbstbescheidung fand und durch eine Kritik, die erwärmte und beschwingte, das große „Umlernen“ forderte.

Darin liegt sein Verdienst, dass er in der curia confœderationis helveticæ Wahrheiten sagte, die gesagt werden mussten, und die kein anderer Deutschschweizer zu sagen wagte. Dass er nicht schweigen konnte, wo man reden musste. Wo Wahrheiten verschwiegen werden, wird das ganze öffentliche Leben auf den Schein gestellt, getrübt, gefälscht. Verschwiegene Wahrheiten werden giftig, wie Nietzsche sagt; Gift dringt von ihnen nach jeder Richtung aus. Darum warnte, mahnte er, sprach aus, was Tausenden und Abertausenden seiner Mitbürger auf der Seele brannte. Nicht Geringes stand auf dem Spiele: die Einheit der Nation. Zwischen Welsch und Deutsch sammelte sich eine Wolke der Entfremdung; sie ward immer finsterer und finsterer. Auf der einen Seite flackernde Nervosität, tiefwurzelndes Misstrauen, auf der andern Seite verbitternde Scheltrede, gönnerhaft-väterliche Überlegenheitstöne, das Selbstgefühl der größern Zahl; auf beiden Seiten die ahnende Sorge, dass tief drinnen der Wurm der Verderbnis bohrte. Es fehlten nicht die Fischer im Trüben, die „Stimmen“, die Wind säten, um „Sturm“ zu ernten. So musste das Verhältnis unter den Eidgenossen dem Verhängnis entgegeneilen. Bis im gefahrvollsten Momente die Spitteler, Ragaz, Bovet, Seippel, de Reynold, de Traz, Fleiner, Egger, Nippold, Zurlinden, Schoop, die Neue Helvetische Gesellschaft ihr „Halt“ riefen.

Im Rate der Nation sprach Adrian von Arx das schlichte Wort der Einkehr und der Sammlung. Er durchschaute unsere politische Lage, zeichnete die Aufgaben, die sie uns stellt, zeigte schonungslos den klaffenden Zwiespalt auf, der durch unser Land geht, und bereitete dadurch den Boden für eine wirkliche Überwindung und neue Synthese. Er forschte mit vorurteilslosem Blick nach den Ursachen der nationalen Entzweiung, anerkannte freimütig die großen deutschschweizerischen Schuldanteile, würdigte das Problem „Deutsch und Welsch“, das Hauptproblem unseres nationalstaatlichen Lebens, in seiner ganzen Schwere. Mit scharfen Feuern beleuchtete er die politische *décadence* als die Grundursache der Zerklüftung, und mit dem unerbittlichen Muss seiner Forderung nach einem freien, innerlich starken und mannsstolzen Schweizertum wandte er sich an Rat und Volk: Wir müssen uns auf die ideellen Grundlagen unseres Bundes zurückbesinnen, unsere Kultur- und Staatsauffassung von fremden Schlacken und Anhängseln lösen, die internationalen Ereignisse von einem schweizerischen Standpunkt aus beurteilen, den eidgenössischen Geist pflegen und gesund machen, den ausländischen, schwer lastenden Druck abschütteln, müssen zusammenhalten, nicht des kalten Nutzens wegen, aus Berechnung, sondern freudig, aus echter gefühlsmäßiger Überzeugung, aus innerem seelischem Empfinden. Binsenwahrheiten? Meinetwegen. Aber Binsenwahrheiten, die just die höchsten Repräsentanten unseres Volkes allzu oft in den Wind geschlagen haben.

Wie Wenige hat er die höhern und feinern Qualitäten eines eidgenössischen Rates, die geistigen Vorbedingungen zu nationaler parlamentarischer Arbeit mitgebracht. Er empfindet nicht nur mit kühlem Verstande, sondern mit hingebendem Anteil die Zusammengesetztheit unserer Nation, ihre historische Begründetheit, die Gemeinsamkeit ihres innern Lebens und Strebens. Er kennt die andern Landessprachen und Volksstämme, kennt ihre Psyche, ihre Geschichte, ihr Geistesleben, ihre Kultur. Er denkt ihre Gedanken mit, lebt ihre Erlebnisse mit, versteht ihre Lage, versetzt sich in ihre Seelenstimmung, fühlt ihre Ängste. Er weiß, dass die wahre Schweizerart nicht bei einer Partei, einer Rasse, und sei sie die zahlreichste, zu finden ist. Er vermag über den engen Gesichtskreis der Sprache, des Parteivorteils, des Bekenntnisses hinauszudringen und gerecht zu sein. Loyal bekennt er in seinem Votum an der Märztagung 1916, dass die französische und italienische Schweiz unerschrocken zu den unser Staatswesen tragenden freiheitlichen Ideen und ethischen Prinzipien gestanden hat, dass ihre Presse den schweizerischen Gesichtspunkt in der Beurteilung der Dinge über jeden andern gestellt, keine Zeile, kein Wort geschrieben hat, das eine unschweizerische, eine unrepublikanische, eine undemokratische Anwendung verriete. „Was,“ ruft er aus, „wären wir in der deutschen Schweiz ohne die lateinische Schweiz? Wir wären widerstandslos gegen die fremden Einflüsse wie ein steuerloses Schiff, das ohnmächtig einem gewaltigen Magnetberg zgedrängt wird.“¹⁾ Diese mahnenden Worte prägten sich mir als charakteristisch ein und tönen immer wieder in meinen Ohren. Dieses „Was wären wir ohne die welsche Schweiz?“ mutet mich wie ein Motto seiner parlamentarischen Tätigkeit an. Aus ihm spricht die Empfindung für das Gute und Große, das die welsche Schweiz auf politischem, sozialem, wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiete geleistet hat, spricht das Bewusstsein, dass unsere Nation das, was sie ideen- und kulturpolitisch im Bunde der Völker bedeutet, dem romanischen Geiste verdankt, spricht endlich die Erkenntnis, dass in der Harmonie zwischen den deutschredenden und welschen Eidgenossen die stärksten Wurzeln unserer Kraft liegen. So ist es kein Wunder, dass er die föderalistische Sinnesart der Welschen nicht in Bausch und Bogen verdammt. Obwohl von Haus aus Zentralist, empfindet er den Föderalismus als innerlich berechtigt und notwendig; denn dieser verbürgt den vielgestaltigen Reichtum unserer Kultur, schützt die kleinere Zahl vor Überwältigung, schiebt den „wohldressierten Einheitsstaat“ in weite Ferne.

Er hatte es nicht immer leicht, wie ja alle, die lieber abseits als die ausgetretenen Wege gehen, die nicht den persönlichen Erfolg, sondern die objektive Wirkung suchen, und manchmal mochte es einem scheinen, er sei ein „Prediger in der Wüste“, wenn er mit der Stimme des besorgten und tiefer blickenden Geistes das Wort ergriff. Wer die moralische Trommel rührt, ist niemals gern gesehen; man empfindet ihn als lästigen Ruhestörer. Mochte er darum da und dort anstoßen oder gar den „Realpolitikern“ ein suffisantes Lächeln abnötigen, so durfte er das Bewusstsein haben, dass die „Andern“ mit ihm dachten und fühlten. Und diese freuten sich, dass es in unserem Parlamente noch Ideenmenschen gab, Menschen, die in keine

¹⁾ Ich besitze den Wortlaut seiner Reden nicht und zitiere nach der *National-Zeitung*; das „Stenogr. Bulletin“ enthält leider nur die Verhandlungen über Bundesgesetze und allgemeine dringliche Bundesbeschlüsse.

Rubrik unterzubringen sind, dass neben dem Jargon von Großhöchstetten, Mammern und Baden auch „die andere Tonart“ zu ihrem Rechte kam: das schöne Maß, der vornehme Ausdruck, die dem Gegner schuldige Achtung, jener Takt, der aus einer hohen Bildung und einem feinen Herzen stammt. Was er immer sprach: es wich ab vom offiziellen Amtsstil, hatte eine starke persönliche Note; stets wusste er in seine Reden etwas Eigenes, Nachdenkliches, Wesentliches in eigener Färbung hineinzuwoben. Als im Nationalrate von den Kommissionsberichterstatlern die Anregung gemacht wurde, die ausländischen Journale einer Zeitungssteuer zu unterwerfen, sagte er, der besorgte Patriot, der die gefährlichen, auflösenden Einflüsse der ausländischen Presse wohl kennt, schlankweg Nein. Hätte doch eine derartige Abwehrmaßregel den Zeitungen, die deutscher schreiben als die Deutschen, das Abschreiben noch leichter gemacht! Diese Abschreiberei aus den deutschen Blättern war aber schuld an der drolligen Mentalität, die wir in der deutschen Schweiz zu Beginn des Krieges hatten.

Um so schmerzlicher berührte sein Rücktritt anlässlich der letzten Erneuerungswahlen. Er hätte nicht gehen sollen. Heute nicht, seinen siebzig Jahren zum Trotz. In dieser an Charakteren so bettelarmen Zeit braucht das Land Männer, die, um mit Gottfried Keller zu reden, „das Vergängliche zur Seite setzen und die Idee der schweizerischen Eidgenossenschaft fest über der Sündflut zu erhalten vermögen“. Braucht es Männer, die einen tieferen Blick für Ursache und Wirkung im geschichtlichen Leben haben und also zur rechten Stunde warnen können. Diese Hüter des nationalen Lebens müssten, wenn alles recht gestaltet wäre, ihren Sitz in der Bundesversammlung haben, weil sie von hier aus mit besonderem Nachdruck ihr Wort erheben können. Ich wenigstens wüsste für unsere höchste politische Körperschaft keine vornehmere Aufgabe als „die Quellen zu hüten“. Nicht nur Gesetzmacher, sondern auch der weise Berater, der aufmerksame Belauscher der Volksseele zu sein. Führer im Kampfe um unsere geistige, kulturelle und politische Unabhängigkeit, gegen „alte Urteile, alte Stimmungen, alte Geistesbequemlichkeiten“. Bei solchem Anspruch an unsere Legislative dürfen freilich die zum Hüten, Führen, Warnen Berufenen das Feld nicht räumen, dürfen dem „ôtes-toi de là que je m’y mette!“ der Unberufenen nicht Folge geben. Wo die Notwendigen weggehen, sind die Überflüssigen sofort zur Stelle.

Seinen nach Gemeinschaft mit Andersdenkenden strebenden Sinn hat er weiland in den *religiösen* Fragen bekundet. Er ist kein Heißsporn, aller Kulturkampfweisheit à la Bismarck abhold, stets bereit, konfessionelle Spannungen zu mildern. Er bekennt sich zur Idee der religiösen Selbstbestimmung. „Der innerlich Freie anerkennt als ein selbstverständliches Recht des Nächsten, dass auch dieser sich der Freiheit erfreue. Er hat weder das Bedürfnis noch die Lust, den Nächsten in seiner Freiheit zu kontrollieren, zu beschränken, zu kränken.“ Mit dem ganzen Enthusiasmus für die Güte der menschlichen Natur, die dem Jünger Schillers so wohl ansteht, glaubt er an den Tag, wo alle Eidgenossen, Reformierte und Katholiken, im Geiste der Liebe, im Zeichen der gemeinsamen Freiheit und Duldung nebeneinander wohnen. So ist die tolerante und humane Tendenz unverkennbar; sie ist die Forderung eines innerlich abgeklärten Mannes, der verlangt, den Sternen in der eigenen Brust folgen zu können.

Wie er zur *sozialen* Frage steht? Auch hier national, d. h. das Gemein-

schaftsgefühl weckend und schärfend. Als Freund und Anwalt der vom Schicksal Verschupften. Er sieht ihre Not, stachelt seine Partei an zu frischer Initiative und tatkräftigem Handeln. Er widerstrebt dem Scharfmachertum rechts und links und fordert zeitgemäßere Methoden zur Überwindung der streitenden Interessen. Er beklagt die materialistische Entartung des Liberalismus, die noch immer weite Kreise gefangen hält, und anerkennt die ethischen Motive im Sozialismus. Er ist nicht Sozialist; er fürchtet, dass die fortschreitende Sozialisierung den so wertvollen Persönlichkeitssinn aufhebt; fürchtet, dass die Staatsallmacht, plump wie sie ist, den Weg zur wahren Kultur des Geistes und des Gemütes eher versperrt als öffnet, er wittert die Zwangsjacke, schaudert vor dem Despotismus der Bürokratie. „In diesem Volke, das keine Analphabeten mehr duldet, soll es auch keine ganz armen Teufel, keine verstoßenen und verlorenen Brüder mehr geben. Keine Proletarier mehr, sondern nur geschätzte Mitarbeiter! So wohl muss es diesem Volke im Heimatlande werden, dass es um nichts in der Welt seine blühenden Städte und Dörfer, die Orte seines Fleißes und seines Glückes, missen mag.“ Wer in Sattheit und Selbstsucht schwelgt oder wer das Licht sackweise verteilt, mag in ihm einen tollkühnen Fortschrittsmann sehen, der hohe Güter preisgibt. Wer freilich wünscht, dass die Entwicklung der Menschheit sprungweise und unvermittelt vor sich gehe mit rücksichtsloser Opferung aller frühern Errungenschaften, der mag ihn lau, mattherzig, schwächlich schelten, einen Bremser am vorwärtsausenden Wagen seiner Zeit. Aber die Zeit braucht beides, um ihre richtige Mission zu erfüllen, die bohrenden Wähler und ringenden Zweifler, wie die aufrechten Bekenner und unbeirrt Gläubigen, die umstürzlerischen Geister und die Freunde der Reform; sie braucht die Revolutionäre, die Evolutionisten und die Konservativen; sie braucht ihre Ragaz, aber auch ihre Curti, Ruchonnet und von Arx.

Ja, der Herr Nationalrat mit dem altväterischen Stehkragen ist *konservativ*. Nicht allein deshalb, weil er noch den gemächlichen Tramp von anno dazumal hat und unter allerlei Beobachtungen nützlicher und ergötzlicher Art zwei Viertelstunden braucht, um von der St. Ursentreppe zum Zeitglockenturm zu kommen, oder weil er beim Reden altertümliche Figuren in die Luft zeichnet, sondern: er ist konservativ aus Gefühl, aus Überzeugung. Er, der freudig das Morsche verdrängt, ist gerecht für das Alte, hat Respekt für Pietät und Tradition. Konservativ ist sein Festhalten an all dem, was unsere im Handeln, Wollen und Denken eigene Volkheit ausmacht, unsere schweizerische vaterländische Kultur darstellt, ist die Abwehr dessen, was unserem Geiste heterogen und zuwider ist, ihn zersetzt und entwurzelt, ist die kritische Einschätzung dessen, was über die Grenzbrücken kommt. Konservativ ist seine Ablehnung des Machtkultus, des für viele moderne Deutschschweizer charakteristischen „culte du plus fort“, ist das Betonen eines höhern ethischen Standpunktes für die großen nationalen Fragen. Konservativ ist die Sympathie für die Heimatschutzbewegung. Als Ratzenburger Geist die eigenartig schöne Solothurner Turnschanze mit den alten Bäumen herzlos niederriss, protestierte er mit Philippe Godet und Andern gegen diesen Vandalismus. Konservativ ist die skeptische Auffassung von den Vorteilen der Fremdenindustrie. Dass seine Befürchtungen nicht aus dem Daumen gezogen waren, mag zur Genüge die Verkellnerung unseres Landes beweisen. Konservativ ist, dass er die Kultur eines Landes

nicht nach der größten Zunahme, der meisten Industrie, dem regsten Verkehr, den besten Kanonen und Gasbomben beurteilt. Dass alles in ihm sich aufbäumt gegen eine solche moderne Umwertung der alten Kulturwerte.

So der Parlamentarier. Indem er auf religiös- und sozialpolitischem Gebiet Gegensätzliches als gleichberechtigt verteidigte und als das Wesentliche nicht den Kampf zwischen Parteien, Kirchen, Klassen, sondern ihre Zusammenfassung, ihre Versöhnung betrachtete, auf nationalem Boden zu einer Reaktion des schweizerischen Gewissens gegen politische Degeneration aufrief und mit der Betonung des Gedankens von der nationalen Synthese verschüttete Werte freimachte und unserem öffentlichen Leben zuführte, wuchs seine Rolle über ihre ursprüngliche Bedeutung hinaus. Er wurde Mahner und Mittler des ganzen Rates, des ganzen Volkes; er wies den Weg und zeigte das Ziel.

Nicht anders der *Journalist*. Er ist kein Vielschreiber. Man hat das Gefühl, vor seiner Seele stehe das Wort, das Abraham a Sancta Clara an den Bücherschreiber gerichtet hat: er soll, wenn er sich zum Schreiben anschickt, die Feder zuerst in sein Gewissen und dann erst in die Tinte tauchen. Jahrelang schrieb er den Sonntagsartikel im *Solothurner Tagblatt*. Als der Krieg kam, sprach er auch im *Schweizerland* und namentlich in der *Neuen Zürcher Zeitung* über das, was ihn innerlich bewegte, was ihn freute und was ihn drückte. Laut erhebt er seine Stimme, ergreift oder empört ihn ein Kriegsereignis, ein Rechtsbruch; seine unverhohlenen Sympathien gehören den vergewaltigten Kleinstaaten und den den demokratischen und republikanischen Gedanken vertretenden Großmächten. Vor allem schlägt sein Herz dem Vaterlande; ihm gilt sein leidenschaftlich freies Wort. So gibt er der Freude Ausdruck, dass Spitteler mit seiner *Rede an die schweizerische Nation* den bösen Bann bricht; wettet gegen die Kriegsrufener aller Art, die in der Kaserne, auf der Kanzel, in der Redaktionsstube; spricht um der Sicherheit unserer staatlichen Existenz willen gegen einen Frieden, der nicht eine höhere, edlere Moral in die europäische Politik bringt und die von hochgestellten Staatsmännern glorifizierte Maxime „Not kennt kein Gebot!“ außer Kurs setzt; mustert die „Gäste unserer Presse“ und zündet jenem Heimkrieger heim, der Tirpitz mit Winkelried vergleicht; verteidigt ritterlich den schändlich verketzerten und verfehnten Tessiner Politiker Emilio Bossi und sagt von ihm, er sei ein so guter Schweizer wie irgend einer auf einer Redaktionsstube diesseits der Alpen und besitze mehr Geist als ein Dutzend Tagesschreiber zusammen; knüpft an das Wort Hebbels: es habe sich die Schweiz noch einmal vom deutschen Reiche abgewendet, als Johannes Müller seine Schweizergeschichte geschrieben und das Volk sie zu lesen begonnen hatte, die Mahnung: die Kraft sorgsam zu hüten, die eine tiefere Auffassung unseres Nationalgefühls und Kenntnis der innern Zusammenhänge schweizerischer Kultur gibt; preist, ein zweiter Carl Hilty, die politische Freiheit und Selbständigkeit als unser köstlichstes Gut, köstlicher als materieller Wohlstand: „Lieber darben als von fremdem Tische zehren; aber gerüstet und bereit sein, sein Brot zu verdienen“; sieht mit Bangen, wie in Recht und Sitte, in Politik und Wirtschaft, in Kunst und Wissenschaft die fremde Invasion mit ihren unablässig nivellierenden Wirkungen spürbar wird: „Selbst um unsere Berge werden sie uns bringen, bis in die Klubhütten hinauf wird der fremde Drang dringen“, glaubt aber an den gesunden Kern des Volkes, an den tief in den Instinkten der Volks-

seele verankerten Freiheitsdrang: „Wir würden im Dienen nur Stümper sein. Kein Volk vermöchte so elend zu werden wie das Schweizervolk, weil es das Glück der Freiheit genossen hat und es nicht zu vergessen wüsste. Wie dem gestürzten Engel wäre es ihm besser, den Himmel nie gekannt zu haben“; hält scharf Gericht ab mit jenen Gauklern, die die Demokratie, das Kleinod unseres Landes, an Schützenfesten und bei Wahlkämpfen herumführten „wie der Marktschreier seine falsche Ware, mit Geschrei und schlechtem Gewissen“.

Misstönig, schrill, unzeitgemäß klingen manchmal seine Worte in unsere serviettenwedelnde, katzenbuckelnde, schiebernde Wirklichkeit. Aber sind nicht unzeitgemäße Betrachtungen recht oft die zeitgemähesten?

Man liest seine Reden und Aufsätze mit Genuss nicht bloß ihres Gehaltes, ihrer Gesinnung, sondern auch ihrer persönlichen Farbe, ihrer originalen Prägung wegen. Sie zeigen nicht nur, wie in einem klaren Geiste sich die großen Ereignisse spiegeln, nicht nur den scharfen politischen Blick, der in die Zukunft späht, die freiheitliche Denkweise, den hohen idealistischen Schwung, den vornehmen Ton, der so vielen modernen Leitartikeln abgeht. Wir freuen uns besonders des abgewogenen Wortes, der gepflegten und doch einfach schlichten Sprache, die durch anschauliche Bilder und Gleichnisse, durch kluge Bosheiten und ironische Ausfälle belebt ist. Nicht zuletzt ist ja der Oltener Fürsprecher mit den hinter dem Kneifer versonnen leuchtenden Augen ein Poet. Mit seinem historischen Drama *Die Schlacht bei Dornach* brachte er der Heimat eine prachtvolle patriotische Huldigung dar.

Ragaz ruft mit den Feuerworten des Propheten einem ver sacrum, einem heiligen Frühling, einer neuen, wahren, wirklich freien, stolzen und großen Schweiz. Adrian von Arx hat zeitlebens an ihr auf *seine* und schönste Art mitgebaut, hat einen lebendigen Stein ins werdende Haus eingefügt. Ist es zu verwundern, daß die Jungen herzliche Verehrung für den greisen Jugendlichen empfinden und es als ihr Recht in Anspruch nehmen, an ihm mit heißem Dank seinen Glauben, seinen Idealismus, die Unantastbarkeit seines Charakters zu preisen? Ein Glück, wenn wir in unserer Politik immer solche Männer haben!

BASEL

J. BROSI



NEUE BÜCHER



QUELLENBUCH ZUR SCHWEIZER
GESCHICHTE. Von W. Oechsli.
Kleine Ausgabe (in *einem* Band),
2. vermehrte Auflage, Zürich 1918.
Verlag von Schulthess & Co. Preis
geb. 12 Fr.

Ist es noch notwendig, vorliegendes Werk in der neuen Auflage einer gebildeten Lesewelt von heute empfehlend in Erinnerung zu rufen? Ich

glaube ja; denn das gründliche Studium älterer und neuerer Schweizergeschichte ist, so scheint mir, außerhalb der durch die Schule gebahnten Geleise unter uns noch lange nicht zum Bedürfnis und zum Brauch geworden, wie es dieser Gegenstand verdiente und nötig hätte, um gute Patrioten heranzubilden. Und doch besitzen wir in Werken wie denen